

Jan Hoff, Alexis Petrioli,
Ingo Stütze, Frieder Otto Wolf
(Hrsg.): *Das Kapital neu lesen –
Beiträge zur radikalen Philosophie,
Westfälisches Dampfboot Münster
2006, 370 S. (29,00 €)*

Wolfgang Fritz Haug:
*Neue Vorlesungen zur Einführung
ins »Kapital«, Argument-Verlag
Hamburg 2006, 272 S. (17,50 €)*

Die Titel ordnen sich ein in eine aktuelle Diskussion, diese wiederum in die lange Tradition, »Das Kapital« immer wieder neu zu lesen. »Neu lesen« fordert auf, gängige Interpretationen der im Werk gehandhabten Methode und entwickelten Theorien zugunsten neuer Sichten und Erkenntnisse aufzugeben. Weshalb das? Weil die bisherigen Lesarten keine befriedigenden Antworten mehr geben auf Fragen, Zweifel und Probleme, die durch neue Formen der Kapitalherrschaft, revolutionäre Krisen, Umbrüche oder den Zwang, Niederlagen zu bewältigen, aufgekommen sind.

Das »Neu lesen« setzte nach einer rund drei Jahrzehnte währenden unkritischen Aneignung des ersten Bandes damit ein, dass Kautskys massenwirksame Vermittlung der marxischen Prognose von fortschreitender Kapitalkonzentration einerseits und der Verelendung des Proletariats andererseits durch Bernstein mit dem Verweis auf den Fortbestand des Kleinbetriebs in Produktion, Handel, Handwerk und Landwirtschaft sowie eine zunehmenden Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiterschaft in Frage gestellt wurde. Die Ursprünge der gegenwärtigen Diskussionen reichen zurück bis in die 1960er und 70er Jahre, als die westeuropäische Linke, angeregt von der Althusser'schule in Frankreich sowie getragen vom Impuls der 68er Bewegung, gegen die dogmatische Lesart des Marxismus-Leninismus das Werk Wort für Wort nachbuchstabierte, um sich dessen Brauchbarkeit hinsichtlich ihrer Fragen nach den Bedingungen revolutionärer Eingriffe in die herrschenden Verhältnisse zu vergewissern.

Die seit Mitte der siebziger Jahre erscheinende MEGA₂ eröffnete die Möglichkeit, an-

statt nur die Resultate des marxischen Forschungsprozesses auszuwerten, diesen Prozess selbst nachzuvollziehen. Damit erschien das Werk wie neu geboren, eine neue Lektüre (die östlicherseits allerdings erst nach 1989/90 einsetzte) war unvermeidlich. Es kam zum Zusammenbruch des Staatssozialismus. Wie sollte es in einer solchen Weltenwende ausbleiben, dass die einen das theoretische und prognostische Potenzial von Marx verwarfen, die anderen es erneut suchten? Kurzum: »Das Kapital« »neu« zu lesen ist weder neu noch bedarf es der besonderen Aufforderung dazu, zumindest nicht, solange selbstdenkende Linke Bereitschaft und Willen haben, sich einzubringen in die emanzipatorischen Kämpfe.

»Da es keine »unschuldige« Lektüre gibt«, informieren Louis Althusser und Etienne Balibar darüber, welcher Lektüre sie sich zuvor »»schuldig«« gemacht haben (»Das Kapital lesen«, Bd. I, Reinbeck bei Hamburg 1972, S. 12). Ob mitgeteilt oder nicht, keine »Kapital«-Lektüre ist voraussetzungsfrei. Folglich unterscheiden sich die Lesarten nicht erst darin, *was* sie zu Tage fördern, sondern *wie* sie die Lektüre organisieren, mit welchen Vorsätzen sie welche Teile des Werkes aufschlagen. Unterschiedliche, ja gegenläufige Interpretationen sind unvermeidlich – was kein Nachteil ist, solange sie »eingreifendes Denken« (Brecht) in Gang bringen. Welche Themen auf der Tagesordnung stehen, ist der Haltung der Leser in der und zur kapitalistischen Praxis zu verdanken. Die »Kapital«-Lektüre zu Zeiten Kautskys und Bernsteins konzentrierte sich auf den letzten Abschnitt des ersten Bandes »Der Akkumulationsprozess des Kapitals«, die gegenwärtige auf den ersten Abschnitt, betitelt »Ware und Geld«. Das scheint angesichts neuer Züge und Praktiken des kapitalistischen Geld- und Währungssystems, der globalen Finanzmärkte und des internationalen Kredits nur logisch zu sein. Jedoch besteht die Gefahr, bei Engführung der Lektüre auf diese Problematik die Tatsache aus dem Blick zu verlieren, dass nicht die Finanzmärkte und gigantischen Spekulationen, sondern die kapitalistische Produktionsweise als Ganzes in das Leben und Geschick nunmehr aller Völker und Nationen eingreift, dass Kapitalismus ein Produktions- und Ausbeutungsprozess ist.

Der Sammelband enthält neben der Vorbemerkung von Frieder Otto Wolf und einem

Nachwort der Herausgeber dreizehn Beiträge von dreizehn Autoren und zwei Autorinnen. Titel und Anspruch, die »Kapital«-Lektüre in die Gestaltung einer »radikalen Philosophie« einzubringen, schließt an Marx' »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung« (1843) an, wonach die Theorie fähig sei, die Massen zu ergreifen, »sobald sie radikal wird. Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen« (MEW, Bd. 1, S. 385). Zur »Wurzel« vorzudringen heißt, die herrschenden Verhältnisse durch Alternativen zu attackieren, um Veränderungen zu erzwingen. Die Lektüre soll »künftigen Emanzipationskämpfen (...) entscheidende intellektuelle Ressourcen« bereitstellen. Dazu gehören neben einem »erneuerten« Marxismus der Feminismus, die politische Ökologie und die postkoloniale Rassismus-Kritik (S. 8).

Die Beiträge sind vornehmlich in zwei Problemfeldern angesiedelt: Informationen über die »Kapital«-Lektüren der letzten Jahrzehnte quer über den Globus und Lesarten der Werttheorie und Wertformanalyse. Auf Band zwei des »Kapital« wird nicht eingegangen; der dritte Band ist nur präsent bei der Untersuchung des Verhältnisses von Produktionspreis und Wert (Ralf Krämer) sowie der Grundrente, gelesen als Element der »trinitarischen Formel« im 48. Kapitel (Leo Šešerko). Jan Hoff stellt als eine sozialistische Quelle der marxischen Ökonomie Thomas Hodgskins »Verteidigung der Arbeit« vor; Käthe Knittler und Martin Birkner untersuchen die Geschichte und mögliche Zukunft feministischer Auseinandersetzungen mit Marx' Kritik der politischen Ökonomie.

Haug's »Neue Vorlesungen« (NV) haben eine eigene Geschichte. Ihnen voran gingen die »Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«« (1. Aufl. 1974; 6. Aufl. mit dem Untertitel »Neufassung von 2005« Hamburg 2005), die durch die NV bereits äußerlich, durch die Fortsetzung der Numerierung der Vorlesungen, weitergeführt werden. Wie der erste Teil Haug's wissenschaftlichen und politischen Anspruch bei seinem Eintritt in die akademische Welt spiegelt – der durch den Wiederabdruck des Habilitationsvortrags von 1972 in den NV bekräftigt ist –, so nimmt der zweite Teil von dieser Welt Abschied: Die NV wurden gehalten im letzten Semester vor der Emeritierung.

Im Vorwort des ersten Teils weist Haug darauf hin, dass »der folgende Versuch, ins *Kapital* (...) einzuführen, (...) dessen Lektüre nicht ersetzen, sondern erleichtern soll. (...) Wer eine Kurzfassung der wichtigsten ökonomischen Lehren von Marx sucht, der lege dieses Buch weg. Es soll den Anfänger einführen – aber nicht in die fertigen Lehren, sondern in ihre Verfertigung« (1974, S. 5; 2005, S. 15). Man kann nicht sagen, dass die NV ohne den ersten Teil unverständlich sind, aber angesichts der wiederholten Bezugnahme auf diesen empfiehlt es sich, zuerst darauf zurückzugreifen.

Im Mittelpunkt der NV »steht die Rekonstruktion der theoretischen Produktionsweise von Marx«, die »gar nicht anders möglich ist, als en passant einen ganzen Satz philosophischer Grundfragen neu aufzurollen«: die »Fragen der Hermeneutik, eines nicht metaphysischen Gesetzesbegriffs, eines Objektivitätsbegriffs, der die Subjekte umfasst, wie eines Subjektbegriffs, der die Determinationen durch die Verhältnisse nicht einfach voraussetzt, sondern als tätig vermittelte Resultate durchsichtig macht. Nicht zuletzt wird es darum gehen, den durch die Lohnform kolonisierten Kontinent der Arbeit und das kapitalistische Drama derselben zu erkunden« (S. 12).

Schwerpunktmäßig geht es erstens um die Epistemologie des »Kapitals«, wie sie sich in der kategorialen Abfolge der Darstellung äußert, wobei unter Rückgriff auf den ersten Teil der Abschnitt »Ware und Geld« analysiert wird. Zwangsläufig stellt sich damit das Problem des Verhältnisses von Logischem und Historischem in der Darstellung, was den Verf. zu kritischen Stellungnahmen veranlasst gegen Poppers empiristische, gegen die strukturalistische (Althusserschule) und hegelianisierende Interpretation (Hans-Georg Backhaus, Helmut Reichelt u. a.) sowie gegen die monetaristische Werttheorie (Michael Heinrich). »Für eine Epistemologie des Kapitals (...) bietet das Börsengeschehen einen Spiegel, der strukturelle Eigentümlichkeiten des Verwertungsprozesses vergrößert und immer wieder wie im Zeitraffer zeigt« (S. 181). Als Exempel dafür, wie sich die »getriebenen Treiber« verhalten, ist der Börsenkrach von 1987 vorgeführt. Zweitens sind untersucht Determinationen im Verhältnis von Praxis und ökonomischer Struktur, entwickelt am marxischen

Begriff der Personifikation von Kapitalist und Lohnarbeiter. Ein drittes Feld ist der krisenhafte Strukturprozess des Kapitalismus, der nach dem Muster des »regulierenden Resultats oder resultierenden Gesetzes« aus einem Ungleichgewicht reaktiv ins Entgegengesetzte fällt und von seinen beiden fundamentalen Widersprüchen – der permanenten Reduktion der Arbeit, von deren Verwertung er zehrt, sowie der gegen gesellschaftliche Zwecke selbstständigen Akkumulation – »zur Kapitalvernichtung und an seine historische Grenze getrieben wird.« Die Prämisse aller Untersuchungen ist, dass im »Kapital« nichts Fertiges vorzufinden ist, sondern ein Prozess, welcher sich täglich vor unseren Augen abspielt. Die Darstellungsweise sei deshalb »praxisanalytisch« oder »praxeologisch begründet« (S. 46).

Marx versucht seinen Lesern zu veranschaulichen, dass es sich bei der Untersuchung der Wertformen zwar um »Spitzfindigkeiten«, aber um solche handelt, die vergleichbar sind mit der »mikrologischen Anatomie« (MEW, Bd. 23, S. 12), d. h., sie haben grundlegende wissenschaftliche Bedeutung (und letztlich politische Konsequenzen). Inzwischen hat es sich herumgesprochen, dass das Verständnis dieser »Spitzfindigkeiten« über die Brauchbarkeit der gesamten Kritik der politischen Ökonomie entscheidet. Besteht der Sinn des ersten Abschnitts darin, mittels der (Arbeits-) Werttheorie die Mehrwert- und Akkumulationstheorie zu fundieren, oder kreist er in sich selbst, besitzt er einen Eigenwert unabhängig und beziehungslos zu allem Folgenden in dem Sinn, dass Wert in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft weder existieren noch verstanden werden kann ohne Geld, wie die Vertreter der monetären Werttheorie behaupten? Die Titel tragen die Kontroverse auf je ihre Weise aus – im Sammelband sind Heinrich und Haug mittels Stellvertreter präsent, in den NV kommt Heinrich vorrangig in Fußnoten vor. Ein Grund dafür mag sein, dass der Schlagabtausch zwischen beiden bereits erfolgte (»Das Argument«, Nr. 251, H. 3/2003; Nr. 254, H. 1/2004).

Nach der monetären Werttheorie ist die Wertformentwicklung die »theoretische Rekonstruktion der Geldform mit dem Ziel der Beantwortung der Frage ›Was ist Geld?‹«, ihr »Status (...) ist ein logisch-systematischer«, es

sind keine »Stufen der historischen Herausbildung des Geldes« formuliert (Christian Iber, S. 189). Analoge Positionen vertreten Dennis Kirchoff und Alexander C. Reutlinger, für die der Streit längst und eindeutig zugunsten der monetären Werttheorie entschieden ist (S. 200): Im ersten Abschnitt handelt es sich um die »schrittweise Entfaltung einer komplexen logischen Struktur, die von Anfang an als präexistent unterstellt wird« (S. 206). Für Ingo Stütze ist »der Preisbildungsprozess (...) für Marx zentral. Er ist die Form, in der die Waren zum Geld in Beziehung gesetzt werden« (S. 267).

Gegen die Exmittierung der Geschichte aus der Theorie weist Frieder Otto Wolf in Anlehnung an Marx' Hinweis auf die »Grenzen der dialektischen Darstellung« (MEW, Bd. 42, S. 43, 53) darauf hin, dass die Herausbildung der Geldware Gold, die Entstehung des doppelt freien Lohnarbeiters sowie die kapitalistische Grundrente kein Ergebnis dialektischer Begriffsentwicklung, sondern des praktischen Handelns sind (S. 161). Die Spitze richtet sich gegen eine Interpretation der Darstellungsmethode, wie sie Dieter Riedel und Reichelt vertreten. Dass im »Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus« (HKWM, Bd. 5, 2001) das Stichwort »Grenzen der Dialektik« von Haug vorliegt, ist nicht bibliographiert.

Eine kritische Haltung zur monetaristischen Werttheorie entwickelt auch Ralf Krämer. Er beanstandet zwar nicht »die Betonung der Bedeutung des Geldes für eine Kritik der politischen Ökonomie«, macht jedoch geltend, »dass auf Grund der damit einhergehenden Ablehnung der Werttheorie als Arbeitswerttheorie diese Position nicht dazu im Stande ist und den Anspruch aufgibt, die quantitativen Verhältnisse in einer kapitalistischen Wirtschaft zu erklären bzw. zu erfassen« (S. 228.). Der Wert ist Regulator des ökonomischen Reproduktionsprozesses: »Denn wenn Produktion und Austausch nicht quantitativ reguliert werden, werden sie überhaupt nicht reguliert. Der Wert ist von daher als funktionale, quantitativ bestimmte ökonomische Eigenschaft der Waren im Systemzusammenhang des kapitalistischen Reproduktionsprozesses zu begreifen. Der quantitative Zusammenhang zwischen den durch die Quantität gesellschaftlich notwendiger Arbeit bestimmten Werten und den

Austauschverhältnissen ist dabei keineswegs bloß ›logisch‹ notwendig, sondern beruht auf empirischer Beobachtung« (S. 236).

Auch Alexander Gallas setzt sich – in den Worten der Herausgeber – »mit der in Mode gekommenen Wertkritik« auseinander (S. 35). Die »Zielscheibe« der hegelianisierenden Marx-Deutung, so Gallas, sind »insbesondere jene Konzeptionen von Kapitalismuskritik, die in erster Linie die Ausbeutung des Proletariats ins Zentrum der Betrachtung rücken. Denen wird unterstellt, sich lediglich mit kapitalismusimmanenten Verteilungskonflikten zu befassen und so das große Ganze aus den Augen zu verlieren. Sie selbst wollen den Wert zur Einsatzstelle von Kapitalismuskritik machen. Der Wert generiert als Entstehungsgrund kapitalistischer Gesellschaftlichkeit, der alle Subjekte gleichermaßen in seine operationale Logik einspannt und somit unterwirft. Insofern müsse das Zwangssystem auch von seinem Zentrum her ausgeschaltet werden« (S. 303). Die Wertkritiker dehnen den Naturalisierungseffekt des Warenfetischs auf das Ganze der Gesellschaft aus (S. 307), was darauf hinausgeht, dass man dem Bewusstsein der Menschen nur noch ein »Binnenbewusstsein innerhalb einer Fetisch-Konstitution« zuschreibt, wie dies bspw. bei Robert Kurz zu finden ist (»Krisis«, Nr. 13, 1993, S. 68). »Es zeigt sich, dass die monistische Problematik der Wertkritik eine monistische Konzeption des Subjekts nach sich zieht. Die es ausmachenden Dispositionen gehorchen einem einzigen Prinzip – dem Fetisch. Er lässt gesellschaftliche Verhältnisse für die Subjekte als unveränderbare Naturverhältnisse erscheinen. Entsprechend exekutieren die Akteure die vom kapitalistischen System an sie gestellten Anforderungen reibungslos; jede Auflehnung gegen sie muss ihnen sinnlos erscheinen« (S. 308). Die Konsequenz einer solchen »Kapital«-Lektüre ist die Negierung der »Existenz von Veränderungspotenzialen«. Die Kapitalismuskritik »sinkt zu einem elitären Hobby einer Handvoll Intellektueller herab, die meinen, sich über die große Mehrheit der Bevölkerung erheben zu können, indem sie diese als verblendet abkanzeln« (S. 319), was an die ›kritische Kritik‹ der Junghegelianer gemahnt als ein Beispiel, wie vom Geschichtsverlauf enttäuschte Intellektuelle auf ›Bewusstseins-

änderungen‹ setzen, um »bei der Apologie der bestehenden Verhältnisse« zu enden (S. 320).

Haug besteht gegen die Hegelianisierung von Marx darauf, dass dessen Ökonomiekritik einzig im Licht der Feuerbach-Thesen von 1845 »rational verstanden werden kann. Umgekehrt würde jede Philosophie der Praxis ohne Kritik der politischen Ökonomie ins Luftreich der Spekulationen abheben.« Es gelte, den marxischen Text »auf die praktischen und theoretischen Belange der Gegenwart hin« zu lesen. »Gefragt ist eine Interpretation ›nach vorn‹, keine rückwärtsgewandte Hermeneutik. Die Brauchbarkeit der marxischen Theorie hängt davon ab, dass sie sich auch an den nachmarxischen Problemen und im Lichte der seither entwickelten Denkmittel bewährt. Eine Kritik der politischen Ökonomie, die nichts zum transnationalen Hightech Kapitalismus, zu dessen Krisen und zu den praktisch-politischen Auseinandersetzungen in diesem zu sagen hätte, wäre eine Sache der Vergangenheit« (S. 12 f.).

Beide Publikationen erweisen, dass der im ›Mikrologischen‹ ansetzende Streit ›makrologische‹ Folgen hat: Wenn Marx im »Kapital« mit einer bloßen Begriffsdialektik operiert, steht der Praxisbezug der Theorie in Frage. Sollte sich der Sinn und Zweck der Wertformen in der Deduktion des Geldes erschöpfen, bleibt mit der Arbeitswert- die Mehrwert- und Akkumulationstheorie auf der Strecke. Was ist dann zu halten von Marx' Ankündigung, »der letzte Endzweck« des »Kapital« sei es, »das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen« (MEW, Bd. 23, S. 15)?

Wert und Bedeutung beider Publikationen bestehen darin, die Lektüre des »Kapital« fortzuführen und damit zur Fortführung der Lektüre anzuregen. Dass sie keine ›letzten Worte‹ und ›endgültigen Interpretationen‹ vermitteln, dürfte Haug sowie den (meisten der) Sammelbandautoren klar sein.

THOMAS MARXHAUSEN

Michael Schumann, Martin Kuhlmann, Frauke Sanders, Hans Joachim Sperling (Hrsg.): VW-Auto 5000: Ein neues Produktionskonzept. Die deutsche Antwort auf den Toyota-Weg? Eine Studie des Soziologischen Forschungsinstituts (SOFI) Göttingen, VSA Hamburg 2006, 244 S. (16,80 €)

Für Gewerkschaften und VW-Konzern bietet das Projekt Auto 5000 eine neuartige Verknüpfung von arbeitspolitischen und betriebsorganisatorischen Innovationen. Die in dem Projekt realisierte Kombination von Innovationen kann als zukunftsweisend für die industrielle Produktion in Deutschland gelten. Diesen Schluss ziehen Forscher des Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts (SOFI) an der Georg-August-Universität Göttingen unter Leitung des Industriosozologen Michael Schumann. Selbstorganisierte Gruppenarbeit, die Beteiligung an Optimierungsaufgaben und die breitere Selbstverpflichtung der Beschäftigten führen zu Effektivitätsgewinnen. SOFI legt die Untersuchung nun in Buchform vor und sieht durch prozessorientierte Dezentralisierung eine nachhaltige und innovative Fabrikgestaltung und das 5000-Modell als Erfolg.

SOFI untersucht seit 2002 dieses Projekt. Trotz aller Kooperationsbereitschaft sehen die Wissenschaftler keineswegs eine unkritische Belegschaft. Die Beschäftigten befürworten die »Durchsetzung eigener Interessen nötigenfalls auch im Konflikt mit dem Unternehmen«. Dies zeigten auch Proteste im Rahmen der Tarifverhandlungen bei VW.

Keine besondere Rolle in der Bewertung der Auto-5000-Umsetzung spielen die Folgen für die Beschäftigten in der Autoindustrie. Die Arbeitszeit richtet sich nach den Produktionsbedürfnissen. Liegen viele Aufträge vor, wird die Wochenarbeitszeit erhöht und auf das Wochenende ausgeweitet. Auch die tariflichen Regelungen zur Produktionsqualität stellen einen besonderen Erfolg für die Unternehmensleitung dar. Treten Fehler im endmontierten

Kfz auf, die auf Maschinenprobleme zurückzuführen sind, sind die Arbeiter verpflichtet, diese nach Schichtende ohne Bezahlung zu beheben, was zur erheblichen Verlängerung der formal vorgesehenen 35-Stunden-Woche führt. Der rechtliche Anspruch auf Schulungen ist eingeschränkt. Einen Teil der wöchentlichen Qualifizierungszeit muss der Beschäftigte in der Freizeit ohne Bezahlung erbringen. Der Versuch, unternehmerische Risiken noch stärker auf die Beschäftigten zu verlagern, ist der VW-Führung gelungen.

Der gewerkschaftliche Grundsatz »gleicher Lohn für gleiche Arbeit« wird durch das Auto-5000-Konzept in Frage gestellt. Arbeiter der eigens gegründeten Auto-5000-GmbH erhalten nicht die Tariflöhne und Zulagen wie die VW-Belegschaft im Stammwerk, sondern bis zu 40 Prozent weniger als die Alt-Kollegen. Die Abkehr von der 4-Tage-Woche und die vom Unternehmen in den letzten Monaten durch den neuen Tarifvertrag durchgesetzte Arbeitszeitverlängerung im Hauptwerk Wolfsburg zeigt, welche langfristige Wirkung der Auto-5000-Tarifvertrag hat, der von Anfang an ein Niveau unterhalb des Haustarifvertrages der anderen VW-Werke beinhaltet.

MARCUS SCHWARZBACH

Körner, Dorothea: Zwischen allen Stühlen. Zur Geschichte des Kunstdienstes der Evangelischen Kirche in Berlin 1961 – 1989. Mit einem Vorwort von Manfred Richter und einem Gespräch mit Heinz Hoffmann. Herausgegeben vom Kunstdienst der Evangelischen Kirche in Verbindung mit dem Institut für vergleichende Staat-Kirche-Forschung, Hentrich & Hentrich Berlin 2005, 240 S. (14,90 €)

Nach Paul Tillich (1886 – 1965) kann ein von Braque gemalter Fisch mehr religiöse Substanz vermitteln als manche gut gemeinte so genannte christliche Kunst. Mit seinen theolo-

gischen Anregungen und entsprechendem Interesse gehört Tillich zu den geistigen Vätern der Kunstdienste der Evangelischen Kirche und ihrer regionalen Formationen. Von der Entstehung aus der Dresdner »Bürgerinitiative für Kunst aus dem evangelischen Raum« (1928) bis zur institutionellen Formierung ist nach Jahrzehnten eines erfolgreichen Dialogs und einer praktischen Kooperation zwischen Künstlerschaft und Kirche, Kunstwissenschaft und Theologie nunmehr das Ende dieser rühmenswerten Institution herbeigeführt worden. Auflösung nach erfolgreicher Evaluierung könnte es heißen, und das sogar mit der üblichen Phasenverschiebung zwischen kirchlichen und anderen betroffenen Institutionen.

Die Autorin beschreibt an einem Fallbeispiel die Geschichte von geglücktem Unterfangen und schmerzlichem Ende. Der Kunstdienst in Berlin, mit gewichtigen, zum Teil gesamtdeutschen kirchlichen Gremien im Hintergrund ist gewiss ein potentes Exempel für diese Einrichtungen auch in anderen Regionen.

Im Vordergrund des institutionalisierten Engagements für Künstlerinnen und Künstler stand laut Verfasserin zunächst die Garantie für die Qualität künstlerischer Arbeit in den evangelischen Kirchgemeinden, aber ebenso ein Nachholbedarf an Informationen über die Moderne. So resümiert Körner für die sechziger Jahre: »Der Kunstdienst war die einzige Galerie in der DDR, die dank des gesamtdeutschen Charakters der Evangelischen Kirche der Union auch nach dem Bau der Berliner Mauer gesamtdeutsch bzw. Ost-West-übergreifend agieren konnte.« »Selbst die Referenten zu Barlach und Fritz Kühn reisten aus der Bundesrepublik an. Spezialisten aus der DDR wurden lediglich für weit zurückliegende historische Themen herangezogen. Die Situation der bildenden Kunst in der DDR spielte in den Veranstaltungen des Kunstdienstes während der 60er Jahre keine Rolle, obwohl in der DDR bedeutende Denkmäler für die ehemaligen KZ entstanden, eine Historienmalerei sich mit Faschismus und den deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg auseinandersetzte, den Vietnamkrieg thematisierte, jüngere Künstler in Berlin und Dresden ihre Unbehautheit darstellten und Wolfgang Matheuer bereits auf die biblische Mythologie zurückgriff.«

Auch noch in den siebziger Jahren wurde die klassische Moderne in den Veranstaltungen des Kunstdienstes unermüdlich aufgearbeitet in Vorträgen, Foren und Ausstellungen mit bedeutendem Zulauf trotz durch die Staatsfunktionäre eingeschränkter Öffentlichkeit. Das Ziel dieser Mittlerinstitution zwar damals eben »nicht das Engagement für die wilden avantgardistischen Formen der siebziger Jahre«, auch nicht »die Durchsetzung unliebsamer DDR-Künstler«. In den achtziger Jahren hingegen nimmt sich der Kunstdienst verstärkt gesellschaftspolitischer Themen an: Ausstellungen zum Lebensgefühl in Ost-Berlin (1987) und in der DDR (1989), zum Antisemitismus (1988) und zu Lateinamerika (1989) zeugen davon. Außerdem widmete sich die Einrichtung neuen Kunstformen und gelangte so insgesamt auf die Höhe der Zeit und ihrer Herausforderungen. Auch diese enorme Leistung in historischer Dimension konnte vor der Ökonomisierung der Gesamtgesellschaft inklusive ihres kirchlichen Subsystems letzten Endes nicht bestehen: »Es ist daher zu bedauern, dass der Kunstdienst von Berlin Ende 2005 aus finanziellen Gründen abgewickelt wird. Seine große Bedeutung zwischen 1961 und 1989 in Ost-Berlin wird erst vor dem Hintergrund der DDR-Geschichte deutlich. Indem der Kunstdienst mehr als seinen kirchlichen Auftrag wahrnahm und im Sinne Paul Tillichs als Korrektiv und Impulsgeber in der säkularen Gesellschaft wirkte, als Schutzraum, Bildungs- und Kommunikations-Zentrum für Außenseiter und Randgruppen knüpfte er an die Gründungsintentionen von Dresden 1928 an. Weil er seine christlich-spirituellen Wurzeln nicht verleugnete, wurde er in einer atheistischen Gesellschaft für viele Menschen so wichtig.«

Diese trotz einiger Wiederholungen und Längen stets interessante, gleichwohl angenehm sachliche Auflistung historischer Vorgänge gewinnt ihr besonderes Kolorit durch die um Fairness bemühte Darstellung der handelnden Personen und ihrer Konflikte mit Behörden in Staat – und Kirche. Eine solche Querschnittsstudie zur institutionalisierten Kirchlichkeit weist auf viel reichere Ressourcen, zusätzliches Potenzial an Akteuren und komplexere politische Interventionen der Evangelischen Kirche in der DDR hin, als es

die pauschale Beschränkung auf das konsistoriale und episcopale Ensemble in vielen historischen Untersuchungen zu den bekannten vierzig Jahren nahe legt.

Nach dem Körnerschen Buch muss bei aller Enttäuschung doch auch ausgerufen werden: Beata Berolina! Es gibt diesen Nachruf auf eine bewundernswerte Leistung und Institution! Berlin erhält auch das Trostpflaster des Amtes einer Kulturbeauftragten der Evangelischen Kirche in Deutschland – wenig Personage in der Fläche, aber immerhin! In Rostock wurde in der Marienkirche im Oktober 2006 eine Ausstellung mit »jungen Bildern« der achtzigjährigen Malerin Mechthild Mannewitz aus den vergangenen 2 Jahren eröffnet. Nur von wenigen wurde bemerkt, dass es sich um die letzte Ausstellung des Kunstdienstes der Evangelischen-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs und seiner Kuratorin Regine Passig handelte. Die Würdigung dieser Leistung steht noch in den Sternen.

JENS LANGER

Klaus Theweleit: *absolute(ly) Freud Songbook*, orange press Freiburg 2006, 222 S. (18 €)

Klaus Theweleit: *Friendly Fire. Deadline-Texte*, Stroemfeld/Roter Stern Frankfurt/M. 2006, 440 S. (19,80 €)

Das *absolute(ly) Sigmund Freud Songbook* von Klaus Theweleit versammelt drei Essays zu Geschichte und Gegenwart der Freudschen Theorie plus ca. fünfzig Songtexte. Songs, die Perversionen, Hysterie und Träume besingen und mit psychoanalytischen Begriffen spielen. Die Psychoanalyse wird verknüpft mit den Bereichen populärer Kultur, die von Übertretung und vom guten wilden Leben erzählen. Theweleit ist nicht nur an Musik, sondern auch am Film interessiert, dem »Königsweg ins Unbewusste« für die »Nicht-Couch-Bewohner« (S. 132).

Verbunden sind die Essays durch das Motiv der Verwandlung. *Are you experienced? Mar-*

mor beschreibt die Verwandlung des Nervenarztes Sigmund Freud in den Psychoanalytiker. Die Geburt der Psychoanalyse sieht Theweleit weniger mit einem einzelnen Text, etwa der *Traumdeutung* oder den Studien zur Hysterie verbunden, sondern mit der Entstehung der Analysepraxis im Behandlungszimmer. »Das Geheimnis: mit voller Absicht ein Kunstverfahren, ein *Spielverfahren* an die Stelle der unzureichenden medizinischen, exakten gesetzt zu haben; im Wissen, die medizinischen, exakten bringen nicht hervor, was sie behaupten. Erst die Kunst bringt in gewisser Weise »Heilung« (S. 58). Und Kunst bedeutet in diesem Zusammenhang: Die Couch des Analytikers wird zur Bühne, auf der sich der Patient neu erfinden darf – »die Psychoanalyse als die Kunst, den anderen in seinen eigenen Worten zu sich selbst kommen zu lassen« (S. 61). Die Verabschiedung der Schulmedizin, die Ersetzung des richtigen Medikaments durch das künstlerische Spiel hätten die Ärzte Freud bis heute nicht verziehen.

Die Couch ist nicht der einzige Ort, der den Menschen Verwandlungen ermöglicht. Kino und Musik helfen uns dabei, das alte Leben zu verstehen und das neue entstehen zu lassen. »Genau das tut die Psychoanalyse: mithilfe eines Zweiten, der Analytikerin, die Person neu entwerfen. Was Film und Pop Songs jede Sekunde tun (wo sie etwas taugen). PsA und Pop sind Spielformen des ständigen Anlaufs auf eine neues (wilderer) Leben« (S. 127), heißt es in *Freud und Pop Culture*. A propos wild: die Transformationen geschähen nicht durch die Stärkung der Ich-Instanz, sondern durch die Entknotung des Es. Hier ist Theweleit dem *Anti-Ödipus* von Deleuze und Guattari näher als dem programmatischen Satz Freuds »Wo Es war, soll Ich werden«. Nicht nur die Ich-Instanz soll transformiert werden. Im Behandlungszimmer des Psychoanalytikers geht es um den Umbau des Körpers, der Gefühle und der Affekte. Kurz: »Transformation ist etwas Materielles, keine Idee« (S. 184).

Im dritten Essay nimmt Theweleit die Diskussion um Hirnforschung und Psychoanalyse auf. *Direkt-Übertragungen, Live-Übertragungen, 3. Körper* beschreibt, ausgehend von der Bedeutung des Musikhörens im pränatalen Stadium, den Körper als Speicher. Die Hirnforschung bietet die Möglichkeit, das Unbe-

wusste in bestimmten Hirnregionen zu lokalisieren. Schön zu lesen, wie die Idee von der determinierenden Kraft der Hirnstrukturen in *absolute(ly) Freud* im Handumdrehen in ihr Gegenteil verkehrt wird. Klaus Theweleit insistiert auf der permanenten Veränderbarkeit des Menschen und konstatiert die soziale Konstruktion des menschlichen Gehirns (gestützt mit Zitaten des Hirnforschers Gerhard Roth wohlgemerkt).

In einem zweiten kürzlich erschienenen Band, *Friendly Fire*, finden sich Texte über Musik, Filme und Comics, die ihrem Bau nach antifaschistisch seien – »seit dem Bebop ist kein Jazzmusiker mehr Faschist geworden. Kennen Sie einen?« (S. 51). Texte u. a. über Bob Dylan, Carl Barks, Will Eisner, Andy Warhol, Jean-Luc Godard und das Art Ensemble of Chicago. Über dessen erstes Album heißt es: »Irgendwo muß es das Leben geben, das sich so lebt wie die Klänge von *People in Sorrow*« (S. 51).

Auch über die Filme für Menschen, die sich vielleicht vieles wünschen, bestimmt aber keine Veränderung, wird in *Friendly Fire* gesprochen. Die Leinwand fungiert dann eben nicht als möglicher Ort der Verwandlung. Bernd Eichingers Überwältigungsfilm *Der Untergang* kommentiert Theweleit so: »Die Freude am Beglotzen von Hitler/Bruno Ganz auf der Leinwand besteht in der mitgelieferten Bestätigung, als Zuschauer ein unwissendes, primitives Arschloch bleiben zu dürfen« (S. 391). Das ist einer der vielen Vorteile, den man hat, wenn man sich wie Theweleit bewusst vom akademischen Betrieb fernhält: Man kann denken und schreiben, ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeiten des Kultur- und Wissenschaftsbetriebes nehmen zu müssen.

Mit seinen Texten bewegt sich Klaus Theweleit dort, wo es am schönsten ist, an den Rändern. Einem großen Teil der hiesigen Linken gilt Popkultur im schlimmsten Fall als Verblendung, im besten Fall als zu vernachlässigender Quatsch. Auch um den anderen Gegenstand des Freud-Buches ist es momentan nicht gut bestellt: Die Psychoanalyse geistert heute als Essentialismus oder als idealtypisches Beispiel für repressive Vernunft durch die kulturwissenschaftlichen Seminare. *Spiegel* und *Focus* wiederum haben Freuds Schriften im »Freud-Jahr 2006« als eine Art unwissenschaft-

liche Vorhut der aktuellen Hirnforschung wieder entdeckt und vereinnahmt. Kurzum: Politische wie auch akademische und populärwissenschaftliche Diskurse in ihrer momentanen Gestalt funktionieren nach wie vor über Historisierung, Kategorisierung und Grenzziehung; als hätte die Klassifikation von Gedanken als unpolitisch oder unwissenschaftlich irgend etwas mit Erkenntnis zu tun – wo es doch nur darum geht, Ordnung zu halten.

Vielleicht erscheinen gerade vor dem tristen Hintergrund der hiesigen wissenschaftlichen und politischen Debatten diese Texte so lebendig. Mit der zugleich schlüssigen wie unkonventionellen Verknüpfung von Psychoanalyse, Popkultur und Hirnforschung wird hier eine Theorie der Transformation entworfen, die ich jedem sehr ans Herz legen möchte, der mit Begriffen wie Unbewusstes und Körperspeicher hantiert und die Beschäftigung mit dem »psychischen Apparat« (Freud) nicht für bürgerlichen Spinnkram hält. Wenn ich Klaus Theweleits Bücher, von *Männerphantasien* über das *Buch der Könige* bis hin zu seinem Buch über *Deutschlandfilme* mit einem Satz beschreiben sollte, dann so: Wir haben es hier mit den Büchern eines Autors zu tun, dessen Denken ganz frei von Berührungsangst ist.

BENJAMIN MOLDENHAUER